

Der Landvermesser in der Literatur – Wandlungen eines Topos

Von Harald Haslmayr*

Ich danke zunächst Herrn Hofrat Pferschy für die ehrenvolle Einladung, hier zu Ihnen zu sprechen. Ich bin seit einigen Jahren auch in geodätischer Hinsicht mit ihm näher verbunden, da sich das Haus meiner nunmehrigen Schwiegereltern genau gegenüber von seinem Haus befindet, und so haben wir jetzt auch einen landschaftlichen Bezug. Ich komme mir natürlich vor wie ein Meteorit, der hier in diese geodätische Tagung hinein-fällt, ohne hoffentlich vorher zu verflühen. Auch wenn ich mich an die mediale Aufbe-
reitung des vorigen Vortrages erinnere, komme ich mir vor wie ein Fossil aus der Stein-
zeit. Ich habe bereits immer Bedenken, aus Büchern zu kopieren, und nehme meistens die Originale mit, weil es mir schon zu modern vorkommt, aus Kopien vorzulesen. Ich bin irgendwie ganz erstaunt und über meine Aufbereitung geradezu erschüttert, aber Sie müssen eben mit einem einfachen Philologen vorliebnehmen.

Ich möchte, bevor ich meinen kleinen Streifzug durch diese Literaturgeschichte beginne, mit einem Hinweis beginnen. Natürlich fragt man sich, wie geht man das an, denn es gibt in keinem Literaturschlagwortverzeichnis den Begriff Landvermesser – wie kommt man denn zu so einem Referat. Damit ich mich nicht mit ungenannten fremden Federn schmücke, möchte ich darauf hinweisen, daß mir von Herrn Hofrat Pferschy ein Skript zugegangen ist mit dem Titel „Geodäsie in der Belletristik und in den Medien“ von Herrn Johannes Nittinger, einem deutschen Geodäten, der eine kleine Sammlung vom Landvermesser in der Literatur zusammengestellt hat. Ich möchte einfach aus dem Skript Stellen vorlesen, die ich sonst selbst nicht gefunden hätte, und genauso wie bei den anderen Zitaten, die ich aus den Büchern vorlese, sind das Ideen, die man sich dann zusammensetzt. Es gibt auch keine ausgeprägte Sekundärliteratur zum Thema Landvermesser in der Literatur. Ich kann daher keine vollständige Auflistung bieten, sondern Ihnen zeigen, wie sich dieses Bild des Landvermessers bis in die Gegenwart durchaus verändert hat, weil es ja einen sehr engen geistesgeschichtlichen Zusammenhang gibt zwischen der Einschätzung des Landvermessers einerseits als des Repräsentanten der Ideen der Aufklärung, der Klarheit ins Chaos bringt, andererseits natürlich als des Tech-
nokraten, der alles Urwüchsige zerstört und eibebnet und im naturwissenschaftlichen Sinn vermißt. Man könnte hier exemplarisch Max Frischs Roman *Homo Faber* sehen, die Hybris des Technikers also: Glanz und Hybris technischer Vermessung, so könnte man es vielleicht nennen. Nun beginnt aber sicherlich der Beruf des Landvermessers erst in der Neuzeit, trotzdem gibt es natürlich Spuren dieser Erdvermessung auch in der Anti-
ke. Sollten die Geodäten einen Feiertag haben, so wie die Bergleute den 4. Dezember, so müßte es dann natürlich der 23. Februar sein, denn wir haben in einer ganz großen Dich-
tung, nämlich den *Fasti* des römischen Dichters Ovid, auf die ich gleich zu sprechen komme, eben die Beschreibung dieses 23. Februar, und das ist der Feiertag des Grenz-
gottes Terminus, der natürlich eine sprachliche Wandlung durchgemacht hat. Wir ver-

stehen heute unter einem Terminus ja etwas völlig anderes. Da möchte ich noch kurz etwas zur Entstehung der *Fasti* sagen. Wenn wir Ovid, der ein Repräsentant des augusteischen Zeitalters gewesen ist, hören, dann denken wir natürlich immer an die *Metamorphosen* oder auch noch an die *Ars amandi* oder *Remedia amoris*. Es gibt aber auch noch ein weiteres wunderschönes Werk von ihm, das ein bißchen im Schatten steht. Das sind diese sogenannten *Fasti*. Das ist eine im Dichterischen gehaltene Auflistung der römischen Feiertage, und sie ist deshalb nicht populär, weil sie eben nur von Jänner bis Juni geht. Sie ist nicht vollendet, man kann das Buch nicht das ganze Jahr so am Nachtkastl liegen haben, sondern im Juni hört es eben auf. Es sind verschiedene, sehr gelehrte philologische Aspekte zur Entstehung ins Spiel gebracht worden, mit denen ich Sie nicht belasten möchte. Es gilt als sicher, daß Ovid kurz vor seiner Verbannung aus Rom ans Schwarze Meer, also um 8 nach Christus, diese Fasten begonnen, am Schwarzen Meer weitergeschrieben und sie dann aus uns unerfindlichen Gründen nicht vollendet hat. Es sind die verschiedensten Feste der römischen Götter. Leider gibt's keine Schilderung der Saturnalien, die ja äußerst interessant gewesen wäre. Aber gut, es hört eben im Juni auf, und interessant ist jetzt, und man kann das so sagen, daß das römische Imperium ja doch das erste große imperiale Gebilde ist, das seine Macht auf abstrakte Grenzen festgelegt hat. Schon im Gründungsmythos von Romulus und Remus kommt dieses Überspringen der Grenze deutlich hervor. Die Großreiche Mesopotamien, Babylon und Ägypten, da sind die Grenzen ja doch eher immer fixiert auf Stadtmauern, auf gigantische, große, riesige, ehrfurchtgebietende Mauern. Das römische Staatswesen, diese *res publica*, die ganz anders verfaßt ist als die griechischen Stadtstaaten, hatte eben ein sehr starkes Bewußtsein der abstrakten Grenze, weshalb die Grenzziehung für die Römer besonders wichtig gewesen ist. Deswegen preist und feiert Ovid in seiner Beschreibung des 23. Februar das Wesen dieses Gottes Terminus. Eines der wesentlichsten Merkmale der Götter der Antike war immer die Beweglichkeit. Der Terminus ist aber ein Gott, der an einen Ort gebunden ist. Das heißt, er muß fix sein; er bekommt aber eine Entschädigung, nämlich den Blick zu den Sternen hinauf, und am Schluß heißt es dann: *Rom und der Erdkreis jedoch haben dasselbe Gebiet*, das Selbstverständnis von Rom gewissermaßen. Erstmals ist es eine imperiale Macht, die die eigenen Grenzen gleichsetzt mit den Grenzen des Erdkreises, und das feiert Ovid. Und wenn immer man Vergil vorwirft, ein Steigbügelhalter des augusteischen Imperialismus zu sein, findet man dies bei Ovid, gegen den er immer ausgespielt wird, fast genauso – wenn es überhaupt bei Vergil zutrifft. Ich lese ihnen jetzt einige Zeilen vor:

Nach dieser Nacht dann feire mit den Opfern, die üblich sind, man den Gott, der die Grenzen der Flur mit seinem Zeichen markiert. Terminus, ob sie als Stein in den Acker dich eingraben, ob als Pfahl, von alters her schon bist eine Gottheit auch du. Von verschiedenen Seiten bekränzen dich zwei Herren, und sie bringen zwei Kränze, zwei Kuchen auch bringen sie dir. Ist ein Altar dann erbaut, bringt den Feuerbrand, den sie vom warmen Herd nahm, die Bäuerin auf schadhafter Schüssel dorthin. Holz zerkleinert der Greis, baut kunstvoll auf seine Scheite, steckt in den festen Grund Zweige sich mühend hinein, facht dann mit trockener Rinde ein kleines Feuer an, breite Körbe hält in der Hand, neben ihm stehend, der Sohn. Früchte wirft er nun dreimal hinein in die Glut, und geschnittene Honigwaben reicht ihm hierauf sein Töchterchen dar. Einfache Leute, die Nachbarn sind, kommen zum Festmahl zusammen, und sie preisen im Lied, heiliger Terminus, dich. Grenzen gibst du den Völkern, den Städten und mächtigen Reichen, ohne dich gäbe stets Ackerland Anlaß zum Streit. Ehrgeiz kennst du nicht, läßt durch Gold dich niemals bestechen, hüte gesetzestreu Land, das man dir anvertraut hat. [...] Was war als man neu

erbaute den kapitolinischen Tempel? Klar, da wick jeder Gott, machte dem Jupiter Platz. Terminus aber verblieb, wie die Alten erzählen, im Hause. Wohnt mit dem mächtigen Gott heut noch im Tempel allein.

Also der einzige Gott der Römer, der das Privileg hat, mit Jupiter am Kapitol zu wohnen.

Nur damit über sich er gar nichts sieht außer Sternen, hat seines Tempels Dach heut noch ein winziges Loch. Terminus, seit dieser Zeit fehlt dir der Beweglichkeit Freiheit: An den Standort, an den man dich gestellt hat, bleib stehen. Keinen Zoll weich dem Nachbarn, ganz gleich, wie sehr er dich bittet, daß man nicht meine, du ziehest Menschen dem Jupiter vor. Und wenn man dir mit Pflügen oder mit Hacken zu Leib rückt, ruf „Dieses Land gehört dir, jenes dem andern da!“. Dort wo die Straße das Volk ins Gebiet von Laurentum führt, als ein Reich für sich es hat es begehrt einst der dardarnische Fürst, sieht jetzt, der sechste Stein von der Stadt aus Terminus, wie des Widders Gekröse für dich man als ein Opfer verbrennt. Andere Völker haben ein Land mit fester Begrenzung; Rom und der Erdkreis haben dasselbe Gebiet!

Also eine Schilderung dieser Feier, ein Volksfest eigentlich, und eine hochideologische Legitimierung des Zusammenfalls der Grenzen von Rom mit denen des Erdkreises. Dadurch, daß dieser Terminus kein beweglicher Gott ist, hat er eben das Privileg, direkt bei Jupiter zu stehen, und deswegen, wenn jemand sagt „Verrück dich“, kann er sagen „nein ich bleibe hier, weil bei Jupiter ist es angenehmer als unter den Menschen“. Der Tag ist eben bei den Römern der 23. Februar gewesen, und es findet sich diese Beschreibung in den *Fasti* von Ovid.

Nun kommt – aus zeitlichen Gründen vor allem – ein großer Sprung. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß man an gotischen Kathedralen – und Chartres ist ja dafür immer das beste Beispiel – immer wieder neben den Jahreszeiten, Monaten und Sternzeichen Figuren sieht, die mit geometrischen Figuren und Werkzeugen arbeiten, eben mit Tafeln, mit dem Zirkel, v. a. Boethius wird damit dargestellt. Das war eine Anspielung auf einen der drei platonischen Dialoge, den das Mittelalter gekannt hat (über die 36, die es insgesamt gibt, wissen wir erst seit der Stephanius-Ausgabe im 16. Jh. in Paris), nämlich den *Timaios*, den man v. a. in der Schule von Chartres äußerst intensiv gelesen hat. Man kann sagen, daß *Timaios*, der Demiurg oder Weltenschöpfer, der hier vorkommt, eigentlich ein vermesserisches Projekt, wenn man so will, betreibt, weil eben auf der Erde die Proportionen zwischen Erde, Himmel und Sternen in Analogie gesetzt worden sind zu den Proportionen des Menschen, eben die ganze Lehre des griechischen Weltverständnisses. Sie kennen wahrscheinlich alle die großartigen Darstellungen in den ottomischen und späteren Handschriften, wo Gott in Gestalt von Christus mit einem großen Zirkel dasteht und die Erde vermisst. Das sind sehr berühmte Darstellungen, die sich aber einer griechischen Quelle, dem *Timaios*, verdanken.

Zu wirklicher Konjunktur und zu ganz großer Bedeutung gelangte die Landvermessung, das Messen der Geometrie im Zeitalter der Aufklärung, deren Beginn man, trotz aller Differenzierungen, wohl immer noch ins 17. Jh. zu verlegen hat, in die Lehre von Descartes, von der Vernunft, der Raison und von der Vorstellung, die Welt laufe wie eine Maschine oder wie ein Uhrwerk ab; die Tugend des Menschen und die ganzen Religionsgreuel des 30jährigen Krieges sind ja da im Hintergrund. Man wollte eine Sprache finden oder eine intersubjektive Methode, ohne religiöse Vorbehalte, eine naturwissenschaftlich positivistische Vermessung der Erde ohne irgendwelche Heiligtümer oder

sakrale Zonen. Man könnte das sehr schön ausführen, etwa wenn Sie heute in der Zeitung die ganze Geschichte mit dem Amselfeld lesen, die 600 Jahre (ein Ort noch dazu einer Niederlage) im Bewußtsein eines Volkes fortwirkt. Es ist ja auch interessant, daß geographische Orte, die natürlich auch neutral vermessen werden können, aber in dieser Vermessung ja niemals im kollektiven Gedächtnis einer Gruppe oder eines ganzen Volkes, altmodisch ausgedrückt, aufgehen. In dieser geometrischen Gesinnung der Aufklärung hat eben die Vermessung eine große Konjunktur erhalten, und ich lese Ihnen ein kurzes Zitat von Freiherrn Christian von Wolff vor. Sie kennen ihn wahrscheinlich aus der Fortsetzung des Leibniz'schen monadischen Systems. Er steht in der Geschichte zwischen Leibniz und Kant. Kant bezieht sich dauernd auf Wolff und möchte sein System hinterfragen. Das war die Epoche der Aufklärung, die gemeint hat (*more geometrico*), die Welt sei eben nicht mehr ein lesbares Buch, sondern eine vermeßbare Einheit. Je mehr intersubjektive Daten man sammelt, umso besser ist es für den Menschen, auch natürlich mit einer moralischen Komponente. Da müßte man jetzt auch auf Platon eingehen, der auf die Tore seiner Akademie geschrieben hat, es trete hier niemand ein, der nichts von Geometrie versteht. Ich lese Ihnen nur einen Absatz vor, eine Feier, und eine ganz positive Besetzung dieser Meßkunst, und wir werden dann sehen, wie das dann ins Gegenteil umschlägt, der Vermesser der hybride Anmaßende ist, der sich also dem Gekrümmten der Natur, diesem Unausmeßbaren, nicht fügt. Man könnte das auch in einem Bild ausdrücken, nämlich mit dem französischen und dem englischen Garten, die auch in dieser Zeit entstanden sind; die absolute Denaturierung der Natur durch die geometrischen Formen in Versailles oder eben der englische Garten, das Wuchernlassen, das von Natur aus Daseiende, in das der Mensch nicht eingreift. Das sind diese beiden Positionen. Und ich möchte Ihnen dann am Schluß zeigen, daß es in unserem Jahrhundert eine gibt, die diese beiden synthetisch zusammenfaßt. Jetzt aber der optimistische Fortschrittsaufklärer Wolff, der sagt: *So viel ihrer demnach die Kräfte des menschlichen Gemütes kennenlernen und ihren Gebrauch untersuchen wollen, die werde ich hiermit alle die Meßkunst zu treiben ermahnet. Algebra und die höhere Geometrie werden zeigen, daß nichts so verborgen sei, welches sich nicht entdecken lasse.* Das ist das Credo der Aufklärung. *Die Stern- und die Erdmeßkunst werden dartun, daß nichts von den menschlichen Sinnen so weit entfernt sei, daß man solches deutlich zu erkennen und genau abzumessen nicht im Stande sein solle. Die astronomische Rechnung wird ein Zeugnis ablegen, mit wie großer Gewißheit man die künftigen Begebenheiten des Himmels zum Voraussagen könne, obgleich dem Sternkundigen kein Engel die Gesetze der Bewegungen nach welche die Sterne richten zum Voraus geoffenbart hat. Die Sehe- und Sternkunst werden uns auf den Unterschied der Vorstellung und dem Verstande und in der Einbildungskraft führen. Rechenkunst, Trigonometrie und Auflösungskunst werden uns allgemeine Regeln an die Hand geben, nach welchen sich der Verstand in dem Empfinden richtet und die Einbildungskraft nebst den Sinnen im Zaum gehalten wird, da sie das Nachdenken nicht stören. Und endlich wird die mathematische Lehrart den richtigen Gebrauch der Vernunft bekanntmachen.*

Wir heute als Zeitzeugen der Diskussionen etwa um die Hainburger Au sind natürlich überrascht, daß es eine Epoche gegeben hat, die tatsächlich der tiefen Überzeugung war, die Welt sei vermeßbar. Und der große Opponent dagegen, dem man wohl einen sorgsam Umgang mit der Natur durchaus nachrühmen wird dürfen, war Goethe, auf den wir gleich kommen, im Roman *Die Wahlverwandtschaften*. Zunächst aber ein kühner Sprung in der Chronologie, nämlich zu Hermann Löns, den Sie als Autor des *Mümmelmann* kennen und anderer Schriften, die man gar nicht erwähnen muß, leider auch.

Er hat um die Jahrhundertwende, von 1866 bis 1914, gelebt und eine Satire auf einen Landvermesser geschrieben. Das ist jetzt die wirkliche Antithese, obwohl es zeitlich nicht dazustimmt. Ich finde das sehr kraß, daß derjenige, der Erkenntnisvermesser der Welt ist, lächerlich gemacht wird. Das ist ein Gedicht im Stil fast von Wilhelm Busch, aber es wird schön deutlich, was ich meine.

*Es geht ein Mann durch das bunte Land,
die Meßkette hält er in der Hand.
Steht vor sich hin und sieht sich um,
hier ist ja alles schief und krumm.
Er mißt wohl hin und mißt wohl her,
hier geht ja alles kreuz und quer.
Er blickt zum Bach im Tale hin,
das Buschwerk dort hat keinen Sinn.
Zum Teiche zeigt er mit der Hand,
das gibt ein Stück Kartoffelland.
Der Weg macht seinen Augen Pein,
der muß fortan schnurgrade sein.
Die Hecke dünket ihm ein Graus,
die roden wir natürlich aus.
Der Wildbirnbaum ist ihm zu krumm,
den hauen wir als ersten um.
Die Pappel scheint ihm ohne Zweck,
die muß ja selbstverständlich weg.
Und also wird mit vieler Kunst
die Feldmark regelrecht verhunzt.*

Man könnte hier auch eine wissenschaftstheoretische Sache ins Spiel bringen, mit der berühmten frühen Schrift von Jürgen Habermas *Technik und Wissenschaft als Ideologie*. Hier hat er gezeigt, daß auch diejenige Wissenschaft, die sagt, „Wir vermessen nur, was dann die Politiker daraus machen, ist ihre Sache“, niemals widerspruchsfrei argumentieren kann. Es ist eine literarhistorische Tatsache, es gibt eben das Bild des Landvermessers als Menschen, der die Grenzen seiner eigenen Wissenschaft nicht anerkennt, und durch diese geometrische Art zu denken die Natur nicht nur nicht erkennt, sondern im Gegenteil auch zerstört. Aber dies ist natürlich jetzt keine Anklage. Wir kommen dann am Schluß auf eine sehr schöne Synthese zu sprechen.

Ich möchte jetzt ein bißchen zu Ihnen über einen der abgründigsten, mißverstandenen, gleichwohl aber vom Titel her berühmtesten Romane, die es gibt, nämlich *Die Wahlverwandtschaften* von Johann Wolfgang von Goethe, sprechen. Ich erlaube mir, fünf Minuten frei über die Entstehung zu reden, denn es ist sehr wichtig, um das zu verstehen, was ich ihnen dann vorlese. Wir sehen in diesen *Wahlverwandtschaften* immer so ein Bild der Ehekrise, einer ersten Kritik an der bürgerlichen Ehe etwa als literarische Fortsetzung von Mozarts *Così fan tutte*. Nichts von alledem trifft freilich den Kern der Sache, denn es geht Goethe, wie man unschwer wird beweisen können, um die Auseinandersetzung der menschlichen Vernunft mit der Natur. Die ganze Ehegeschichte ist nicht so im Vordergrund. Die *Wahlverwandtschaften*, die 1809 erschienen sind, sind ja jenes Buch Goethes, das zum ersten Mal von der breiten Öffentlichkeit nicht aufgenommen worden ist, das im Gegenteil heftig kritisiert wurde und Goethe in einer sehr ratlosen Situation zurückgelassen hat. Das ist vielleicht ganz wichtig, denn es geht bei Goethe um

den einmaligen Fall, daß ein Autor mit einem Weltsensationserfolg sondergleichen beginnt, dem *Werther* (1774), und von dieser Fallhöhe geht es dann hinunter, bis er dann den zweiten Teil des *Faust* gar nicht mehr herausgibt, weil er weiß, es versteht ihn überhaupt niemand mehr. Also man kann sagen, daß ab *Wilhelm Meisters Lehrjahre* von 1796 Goethe eigentlich nicht mehr für sein Publikum, sondern gegen sein Publikum geschrieben hat, und seit dem *Werther* ist es ein riesiger Rückzug, der mit den *Wahlverwandtschaften* dann wirklich einsetzt, weil große moralische Bedenken erhoben worden sind. Man darf auch nicht vergessen, Goethe hat den Plan zu diesem Roman im Jahr 1805 gefaßt, Schiller war tot, neun Jahre hat er keinen Roman mehr geschrieben, ein Jahr später sind die Franzosen nach Weimar eingedrungen und haben sein Haus fast zerstört. Und in einer Aufwallung von Panik und Verzweiflung heiratete er dann Christiane Vulpius, mit der er fünfzehn Jahre lang gegen den Willen der weimarerischen Gesellschaft in wilder Ehe zusammengelebt hat, in der Jakobskirche, wo die verwundeten und sterbenskranken Franzosen und Krieger noch herumlagen und stöhnten; dort just an dem Tag mußte er heiraten. Genau betrachtet, eigentlich eine nicht nachvollziehbare Panikreaktion von Goethe – und zu diesem Zeitpunkt arbeitet er an den *Wahlverwandtschaften*.

Es geht darum, daß zunächst einmal Eduard (das ist nicht sein wirklicher Name) und Charlotte – Adelige ohne wirkliche Funktion – sich auf das Land zurückziehen und sich dort ein neues Idyll einrichten. Man sieht Eduard, er pflöpft gerade Birnreiser auf, die Frau macht sich eine neue Grottenanlage. Es stimmt aber eigentlich überhaupt nichts, die Stufen sind nicht richtig, man stolpert, und wenn beide zusammen musizieren, kommen sie immer ein bißchen außer Takt. Es sind Versuche des Menschen, die Natur umzugestalten in ein Idyll, ein adeliges Idyll, was jedoch vollkommen zum Scheitern verurteilt ist. Schon von der ersten Minute an kann man das ganz deutlich in dieser genialen Komposition verfolgen. Und am Schluß der See; das Wasser, das schlechthin nicht nach Gesetzen der Erde Vermeßbare, verlangt dann das Opfer. Es ist eine wirklich tief tragische Geschichte, wie der Mensch sich die Natur anzueignen versucht und damit in mythischer Verstrickung scheitert. Wenn Sie Goethe gerne lesen, nehmen Sie sich die Mühe und zeichnen sich diese *Wahlverwandtschaften*-Landschaft auf. Man kann das ganz einfach machen, auch wenn man nicht zeichnen kann, denn dann kommt man drauf, daß das Schloß und die Anlagen genau so angeordnet sind wie die neuplatonische Philosophie. Die Frau ist meist drüben in den neuen Anlagen, da muß man vom Schloß auf den Berg, dann hinunter als „Seelenwanderung“ durch das Moor, den See, den Hades, und dann steigt man wieder auf zu den neuen Anlagen. Es ist das ganze Buch voll von neuplatonischen Motiven. Dann sind die Menschen, die eben keinen freien Willen haben, schon untergründig aufeinander bezogen durch ihre Namen. Eduard heißt eigentlich Otto, ein Palindrom, das man von hinten nach vorne lesen kann, seine Frau heißt Charlotte, da kommt das Wort Otto auch vor, die Geliebte heißt Ottilie. Man kann es als einzelner Mensch ja gar nicht erfassen, was Goethe hier gemacht hat. Der Unheilbringer ist der Hauptmann, der keinen Namen hat, im dritten Kapitel heißt es vollkommen lapidar: *Der Hauptmann kam*. Er wird eingeladen, es kommt dann Ottilie, und der Hauptmann macht nun den Vorschlag, dieses Gebiet, das man sich hier anlegen wollte, die bedeutenden Formen, wie es bei Goethe heißt, zu vermessen. Genau da nimmt, jetzt nicht im Sinn eines Trivialmärchens oder einer Sage, das Unheil seinen Lauf, weil man draufkommt, daß die ganze Obstkultur und die neuen Anlagen, wir würden auf steirisch sagen, ein „Pfuschi“ sind. Es ist niemand wirklich Fachmann, und alle versuchen, sich in die Natur hineinzufließen, und es hat alles keinen Grund und Boden. Dies alles führt, wie gesagt, dann zum Opfer des Kindes – die ganze Menschenopfer-Problematik. Der uralte Friedhof wird noch

versetzt, was wiederum eine Verletzung dieses Ortes ist, der nicht vermeßbar ist, sondern auf der Tradition aufbaut.

„Das erste, was wir tun sollten“, sagte der Hauptmann, „wäre, daß ich die Gegend mit der Magnetnadel aufnehme. Es ist das ein leichtes, heiteres Geschäft, und wenn es auch nicht die größte Genauigkeit gewährt, so bleibt es doch immer nützlich und für den Anfang erfreulich; auch kann man es ohne große Beihilfe leisten und weiß gewiß, daß man fertig wird. Denkst du einmal an eine genaue Ausmessung, so läßt sich dazu wohl auch noch Rat finden.“ *Der Hauptmann war in dieser Art des Aufnehmens sehr geübt, er hatte die nötige Gerätschaft mitgebracht und fing sogleich an. Er unterrichtete Eduarden, einige Jäger und Bauern, die bei dem Geschäft behilflich sein sollten. Die Tage waren günstig; die Abende und frühesten Morgen brachte er mit Aufzeichnen und Schraffieren zu. Schnell war auch alles laviert und illuminiert, und Eduard sah seine Besitzungen auf das Deutlichste aus dem Papier wie eine neue Schöpfung hervorwachsen. Er glaubte sie jetzt erst kennenzulernen, sie schienen ihm jetzt erst recht zu gehören.*

Da weist Goethe auch auf ein uraltes Motiv hin, das Messen und das gleichzeitige Besitzergreifen von etwas, das ist auch eine Eigenschaft des modernen Experiments.

„Gestehe mir aufrichtig“, sagte Eduard, „du bist mit ihren Anlagen nicht zufrieden.“ „Wenn die Ausführung den Gedanken erschöpfte, der sehr gut ist, wäre nichts zu erinnern. Sie hat sich mühsam durch das Gestein hinaufgequält und quält nun jeden, wenn du willst, den sie hinaufführt. Weder nebeneinander noch hintereinander schreitet man mit einer gewissen Freiheit. Der Takt des Schrittes wird jeden Augenblick unterbrochen; und was ließe sich nicht noch alles einwenden.“

Die Entzweiung zwischen Eduard und seiner Charlotte geschieht eben nicht durch Ottilie, sondern zuerst durch den Hauptmann, der nachweist, daß die neuen Anlagen einer landvermesserischen Grundlage nicht standhalten, und spiegelgleich auf der anderen Seite kommt natürlich dann Ottilie. Die Vermessung ist der Keim zu dieser chemischen, untergründigen Verschiebung zwischen den vier Figuren. Und jetzt noch ein Ausschnitt aus dem vierten Kapitel:

Die topographische Karte, auf welcher das Gut mit seinen Umgebungen nach einem ziemlich großen Maßstabe charakteristisch und faßlich durch Federstriche und Farben dargestellt war und welche der Hauptmann durch einige trigonometrische Messungen sicher zu gründen wußte, war bald fertig; denn weniger Schlaf als dieser tätige Mann bedurfte kaum jemand, so wie sein Tag stets dem augenblicklichen Zwecke gewidmet und deswegen jederzeit am Abende etwas getan war.

„Laß uns nun“, sagte er zu seinem Freunde, „an das Übrige gehen, an die Gutsbeschreibung, wozu schon genugsame Vorarbeit da sein muß, aus der sich nachher Pachtanschläge und anderes schon entwickeln werden. Nur Eines laß uns festsetzen und einrichten: trenne alles, was eigentlich Geschäft ist, vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür. Das Geschäft die reinste Folge, dem Leben tut eine Inkongruenz oft not, ja sie ist liebenswürdig und erheiternd. Bist du bei dem einen sicher, so kannst du in dem anderen desto freier sein, anstatt daß bei einer Vermischung das Sichere durch das Freie weggerissen und aufgehoben wird.“

Eduard fühlte in diesen Vorschlägen einen leisen Vorwurf. Zwar von Natur aus nicht unordentlich, konnte er doch niemals dazu kommen, seine Papiere nach Fächern abzu-

teilen. Das, was er mit anderen abzutun hatte, was bloß von ihm selbst abhing, war nicht geschieden, so wie er auch Geschäfte und Beschäftigung, Unterhaltung und Zerstreung nicht genugsam voneinander absonderte. Jetzt wurde es ihm leicht, da ein Freund diese Bemühung übernahm, ein zweites Ich die Sonderung bewirkte, in die das eine Ich sich nicht immer spalten mag.

Sie sehen, in den *Wahlverwandtschaften* steckt sehr viel, und ich bin jetzt durch den vorigen Vortrag auch darauf aufmerksam gemacht worden, weil mir überhaupt nicht bewußt war, daß es eine sehr enge Beziehung zwischen der Astronomie, den Satelliten und der Landvermessung gibt. Man müßte die *Wahlverwandtschaften* auch einmal vermessen, es ist eine riesige, sehr verstreute Komposition. Im ersten Buch, im elften Kapitel, passiert der fatale Ehebruch, und die Frucht dieses Ehebruchs kommt dann zu Tode im zweiten Buch im dreizehnten Kapitel. Imaginär steht die Zahl zwölf dann dahinter. Dann gibt es die verzweifelte Ottilie: diese Stelle hat in den zeitgenössischen Rezensionen von christlicher Seite her heftige Polemik erregt.

Aber sie wendet sich nicht vergebens zu den Sternen, die schon einzeln hervorzu blinken anfangen. Ein sanfter Wind erhebt sich und treibt den Kahn nach den Platanen.

Goethe suggeriert, daß von den Sternen ein Wind ausgehe und daß von der Anrufung der Sterne, die ja gerade nichts Christliches ist, ein sanfter Wind den Kahn nach den Platanen (auch ein antikes Todessymbol) treibt. Davon aber nun genug.

Kommen wir nun zu dem Buch, das Sie natürlich alle mit dem Landvermesser assoziieren. Es ist *Das Schloß* von Franz Kafka. Bei Kafka ist auch immer zu betonen, daß seine großen Romane posthum erschienen sind. 1924 ist Kafka ja unter wahnsinnigen Schmerzen gestorben, und er hat seinen Freund Max Brod kurz zuvor gebeten, alles zu vernichten – was dieser dann nicht getan hat. Das war noch zu einem Zeitpunkt, wo Kafka das selber hätte machen können; woraus man geschlossen hat, Brod habe richtig gehandelt. Jedenfalls sind diese Meisterwerke auf uns gekommen, und man muß den *Prozeß* und *Das Schloß* unbedingt als Doppelroman lesen; die Figur ist ja auch gleich: K. In einem Fall geht es um die große Auseinandersetzung des K. mit dem Gesetz. *Das Schloß* repräsentiert etwas wie die Möglichkeit einer Gnade im christlichen Sinn. Sie wissen ja, daß der Landvermesser zum Dorfschloß hinkommt und nie vorgelassen wird: man hat hier eine Allegorie der modernen Bürokratie gesehen und andere verschiedene Deutungen auch. Es gelingt dem Landvermesser K. nicht, in das Schloß tatsächlich einzudringen. (Der Bezug zur Steiermark ist Ihnen sicherlich auch bewußt. Die berühmte Verfilmung ist damals auf Schloß *Pertlstein* gemacht worden.) Was mir aufgefallen ist bei dieser Lektüre des *Schlosses*, ist, daß K. nicht notwendigerweise Landvermesser ist. Er ist es, aber sein Landvermessertum zum Unterschied von anderen ist kein konstituierendes Merkmal des Romans. Er könnte auch Arzt sein oder Notar oder irgend etwas anderes, es würde dem Roman eigentlich nichts nehmen. Im ersten Kapitel bekommen wir K. präsentiert und erfahren von ihm nichts. Wir wissen nicht, wie alt er ist, wir wissen nicht, wie er aussieht. Kafka ist in seinen Beschreibungen äußerst spärlich, aber wir erfahren in diesem ersten Kapitel sehr, sehr, sehr oft, daß er Landvermesser ist. Ich lese Ihnen das nur in einzelnen Sätzen vor. K. kommt in dieses Dorf, möchte dort übernachten, kommt dann drauf, daß er keine Genehmigung hat, und wird unsanft geweckt.

„Genug der Komödie“, sagte K. auffallend leise, „Sie gehen, junger Mann, ein wenig zu weit, und ich werde morgen noch auf Ihr Benehmen zurückkommen. Der Wirt und die Herren dort sind Zeugen, soweit ich überhaupt Zeugen brauche. Sonst aber lassen Sie sich gesagt sein, daß ich der Landvermesser bin, den der Graf hat kommen lassen.“ Und

K. drehte sich zum Ofen hin. Landvermesser, hörte er noch hinter seinem Rücken zögernd fragen. Dann war allgemeine Stille. [...] Das Gewecktwerden, das Verhör, die pflichtgemäße Androhung der Verweisung aus der Grafschaft habe K. sehr ungnädig aufgenommen, wie es sich schließlich gezeigt habe, vielleicht mit Recht, denn er behauptete, ein vom Grafen bestellter Landvermesser zu sein. [...] Natürlich sei es zumindest formale Pflicht, die Behauptung nachzuprüfen, ob ein Landvermesser dieser Art wirklich erwartet werde, und die Antwort gleich zu telefonieren. [...] Sonderbar, sonderbar, wie soll ich es dem Herrn Landvermesser erklären. [...] K. horchte auf, das Schloß hatte ihm also zum Landvermesser ernannt. [...] Und wenn man glaubte, durch die geistig gewiß überlegene Anerkennung seiner Landvermesserschaft dauernd in Schrecken halten zu können, so täuschte man sich. „Freilich“, sagte K., „vorläufig weiß ich vom Schloß ja nichts weiter, als daß man dort versucht, sich den richtigen Landvermesser auszusuchen, vielleicht gibt es noch andere Vorzüge.“ [...] „Ich bin der gräfliche Landvermesser“, sagte K. „Ach, es ist der Landvermesser“, sagte eine weibliche Stimme, und nun folgte eine vollkommene Stille.

Zu allen Personen, zu denen er hinkommt, zum Wirt, zu den Bauern, alle kennen ihn und wissen, er ist der bestellte Landvermesser. *Der Landvermesser, sagte ich, hier könnt Ihr nicht bleiben, verzeiht die Unhöflichkeit.* Also er kennt ihn weder vom Gesicht noch von einem Foto, nirgends, aber er weiß, er ist eben der Landvermesser. *Gewiß, sagte K., wozu braucht ihr Gäste. Aber hier und da braucht man doch einen, z. B. mich, den Landvermesser. Ihr seid doch der Landvermesser, sagte der Mann erklärend, und gehört zum Schloß. Wohin wollt ihr denn fahren.*

Und so geht es weiter, schlichtweg auf jeder Seite. Es ist das einzige, was wir von K. erfahren, jedoch keinen Gesichtsausdruck, kein Alter, keinen Familienstand, keine Kleidung, nichts. Seine Identität ist vermittelt durch seine Sendung oder seine Mission des Landvermessens, aber über seine Arbeit und die Konsequenzen dieses Vermessens erfahren wir dann im weiteren Verlauf nichts mehr, außer daß es ihm nicht gelingt, das Geheimnis, die Gnade, das Wesen des Schlosses zu ergründen.

Bevor ich jetzt auf eine wunderbare Synthese zwischen dem Homo Faber als Hybris-menschen und dem gefeierten Aufklärer eingehe, muß natürlich auf *Winnetou I*, wo Old Shatterhand als Landvermesser auftritt hingewiesen werden. Es ist Karl May natürlich nicht vom selben Rang wie Kafka oder Goethe, aber Sie kennen vielleicht den berühmten Aufsatz von Ernst Bloch, dem berühmten Philosophen der Utopie. Er hat einen großen, sehr klugen Aufsatz über Richard Wagner und Karl May geschrieben, der natürlich damals auch einen großen Skandal erregt hat, obwohl Bloch ja ein großer Wagnerianer war. Aber er hat sehr deutlich gesehen, daß dieses Epische, dieser epische Charakter, dieses Riesenwerk und diese Erzählkunst, diese Fähigkeit, eine Spannung und ein Abenteuer zu erzeugen, den beiden – auf einer ganz unterschiedlichen Ebene – gemeinsam war. *Winnetou I*, der erste Band der Trilogie, ist von 1893 bis 1910 erschienen. Old Shatterhand kennt man ja, er ist eben der Deutsche, wobei ständig betont wird, wie deutsch er ist, und der Landvermesser ist eben der Kolonialisierer, der die Bahn baut, der zunächst die Ureinwohner als primitive Naturvölker ansieht. Das ist der Kolonialmensch, der es mit dem westlichen Wissen und der Geometrie zustande bringt, daß die Eisenbahn gebaut wird; einer der berühmtesten Romanhelden des Abenteuer-Genres – und einer der meistgelesenen Autoren weltweit, über 100 Millionen verkaufte Bücher. (Auch bei Ingeborg Bachmann im *Dreißigsten Jahr* taucht einmal kurz ein Landvermesser auf. Arno Schmidt war auch so ein geometrisch denkender Geist, von ihm gibt es eine Korrespondenz mit einem Landvermesser. Aber das sind dann eher periphere Sachen.) Nun aber Karl May:

In Rücksicht auf diese Indianer mußten wir darauf verzichten, uns durch die Erträge der Jagd zu ernähren, denn wir hätten die Roten dadurch auf unsere Spur gelenkt. Wir bezogen vielmehr alles, was wir brauchten, durch Ochsenwagen aus Santa Fe. Leider aber war dieser Transport auch sehr unsicher, und wir konnten wiederholt mit unseren Messungen nicht vorwärts schreiten, weil wir auf die Ankunft der Wagen warten mußten.

Zum Schluß hin nun einige Ausschnitte aus einem der größten Bücher, die in diesem Jahrhundert auf deutsch geschrieben worden sind, und deren Hauptperson eigentlich die Lösung einer jahrelangen literarischen Krise des Autors war. Aus dieser führt ein Geologe, aber er tut nichts anderes als Land vermessen und gelangt durch die Formen der Natur zur inneren Freiheit und zu neuem dichterischen Wort. Ich spreche von dem wunderbaren Buch *Langsame Heimkehr* von Peter Handke. Die erste Phase Handkes war sehr stark geprägt von Sprachskepsis; Sie kennen das *Kaspar*-Stück, die *Publikumsbeschimpfung*, *Die Angst des Tormanns beim Elfmeter*, *Die linkshändige Frau*, *Die Stunde der wahren Empfindung* und *Wunschloses Unglück*. Handke war der junge Wilde, Sie werden sich sicher noch erinnern können. Und dann kommt Ende der 70er Jahre die große Sprachkrise, wo sich das, was er so artikuliert hat, immer mehr potenziert und er dann eigentlich einige Jahre nichts geschrieben und Österreich auch verlassen hat und so eine wirkliche Zäsur in seinem Werk stattfindet. Und 1980/81 kommt dann die wirklich befreiende Tetralogie, *Langsame Heimkehr*, *Die Lehre der Sainte-Victoire* (das große Cézanne-Buch, wo es auch ums Schauen, die Landschaft geht, und der Berg nicht mehr als Berg, sondern als geometrische Figur erscheint), die *Kindergeschichte* und *Über die Dörfer*. Da haben Sie also die zweite Schaffensphase von Handke, die die Fähigkeit oder den Glauben in die Sprache wiedergewinnt. Diese Geschichte der *Langsamen Heimkehr* ist die, daß zwei Freunde, Sorger, der Geologe, und Lauffer, in Alaska sind. Das ist ein Symbol der noch unberührten Natur, der nichtindustrialisierten Gesellschaft, die reine schweigende Landschaft etc. Die „Langsame Heimkehr“ ist also eine sprachliche Landvermessung dieser sperrigen Urlandschaft. Es endet dann im Rückflug nach Europa, in die Heimkehr in die alte Zivilisation, an die Sorger nicht mehr geglaubt hat. (Alaska, sie kennen es vielleicht auch, vielleicht nicht ganz auf diesem Niveau, in Gerhard Roths *Winterreise*, wo der Held nach der Reise durch Italien am Schluß auch ein Flugzeug nach Alaska nimmt. Es ist jedenfalls immer der Ort der Einsamkeit und des Ausgesetzseins des Menschen in der Natur.)

Handke stellt seinen Büchern immer diverse Zitate und Motti voran, er darf als einer der letzten Poetae docti der deutschsprachigen Literatur gelten. In diesem Fall ist es kein Zitat wie sonst üblich, sondern ein Satz von ihm selbst, da heißt es: *Dann als ich kopfüber den Pfad hinunterstolperte, war da plötzlich eine Form*. Wir haben heute ja gehört, daß diese Schwerkraftfelder einem nur dann bewußt werden, wenn man stolpert oder hinunterfällt, und das endet dann meistens, wenn nicht letal, so äußerst unangenehm, doch Handke stolpert in dieser arktischen Landschaft in die Form. Und die Form ist die Form der Landschaft. Der Landschaftsvermesser zwingt der Landschaft nicht mehr die abstrakten Formen auf. Es ist eine wunderbare Synthese zwischen dem Chaos und der Ratio. Es hat bei Handke wie immer, wie auch seine Rede von der „anderen Geschichte“, explizit utopischen Charakter. Ich lese Ihnen jetzt diese einzelnen Stellen nur ganz kurz zum Abschluß vor. In diesem ganzen ersten Teil ist die Sprache von einer wunderbaren Ruhe, die an Stifter erinnert. Es ist keine Heimatdichtung, es hat nichts Idyllisches oder Urban-Regressives, keine Flucht. Aber es sind die Form und der Rhythmus der Landschaft in die Syntax von Handke eingeflossen. Das ist etwas, wo er wirklich nur mit

Stifter vergleichbar ist. Der Landvermesser wird im Dialog mit dieser Landschaft wieder zum Dichter, man könnte sagen, dieses Buch ist die *Italienische Reise* von Peter Handke.

Sorger hatte schon einige ihm nah gekommene Menschen überlebt und empfand keine Sehnsucht mehr, doch oft eine selbstlose Daseinslust und zuzeiten ein animalisch gewordenes, auf die Augenlider drückendes Bedürfnis nach Heil. Einerseits zu einer stillen Harmonie fähig, welche als eine heitere Macht sich auch auf andere übertrug, dann wieder zu leicht kränkbar von den übermächtigen Tatsachen, kannte er die Verlorenheit, wollte die Verantwortung und war durchdrungen von der Suche nach Formen, ihrer Unterscheidung und Beschreibung, über die Landschaft hinaus, wo („im Feld“, „im Gelände“) diese oft quälende, dann auch wieder belustigende, im Glücksfall triumphierende Tätigkeit sein Beruf war. (...)

Sorger war beflügelt von der Vorstellung, daß diese Wildnis vor ihm durch die Monate der Beobachtung, in der (annähernden) Erfahrung ihrer Formen und deren Entstehung, zu seinem höchstpersönlichen Raum geworden war; indem ihm die verschiedenen an dem Landschaftsbild beteiligten Kräfte, ohne daß er sie in der Vorstellung erst herbeimühen mußte, schon im bloßen Wahrnehmungsvorgang, zugleich mit dem Erfassen des großen Wassers, dessen Strömens, dessen Wirbel und Schnellen, gegenwärtig waren, wirkten sie, mochten sie in der Außenwelt einst auch zerstörerisch gewesen sein (und die Zerstörung immer noch fortsetzen), durch ihre Gesetze zu einer guten Innenkraft verwandelt, stärkend und beruhigend auf ihn. Er war überzeugt von seiner Wissenschaft, weil sie ihm half, zu fühlen, wo er jeweils war; das Bewußtsein, gerade jetzt auf dem Gestade eines Flachufers zu stehen, während das meilenweit entfernte, durch die Inseln dazwischen kaum sichtbare andere Ufer tatsächlich doch um einiges steiler war, und diese seltsame Asymmetrie der abdrängenden Kraft der Erddrehung zuschreiben zu können, war nicht unheimlich, gab vielmehr eine Idee von der überschaubaren Zivilisiertheit und Heimatlichkeit des irdischen Planeten, die seinen Geist spielerisch und seinen Körper sportlich machte. (...)

Seit einigen Jahren – seit er fast immer allein lebte – hatte er es nötig, genau zu fühlen, wo er in jedem Augenblick war: die Abstände gewärtig zu haben; sich der Neigungswinkel sicher zu sein; Material und Schichtung des Grunds, auf dem er sich jeweils befand, zumindest in einige Tiefe hinunter zu ahnen; durch Messen und Begrenzen sich überhaupt erst Räume herzustellen, als „bloße Formen auf dem Papier“, mit deren Hilfe er aber, jedenfalls auf eine kleine Dauer, auch sich selber zusammenfügte und unverwundbar machte. (...)

Sorger war sich bewußt, wie sehr er mit seiner Wissenschaft zugleich eine Religion ausübte: erst seine Arbeit machte ihn immer wieder beziehungsfähig, und wahlfähig, im zweifachen Sinn: er konnte wählen und gewählt werden. Von wem? Von wem auch immer; er wollte nur wählbar sein.

Seine Erfassung der Erdgestalt, nicht fanatisch betrieben, sondern so inständig, daß er sich selbst dabei allmählich als Eigengestalt mitfühlte, hatte, indem sie ihn von der mit bloßen Launen und Stimmungen drohenden Großen Formlosigkeit abgrenzte, tatsächlich bis jetzt seine Seele gerettet. (...)

Verwendete Literatur:

Ovid, Fasti

J. W. v. Goethe, Die Wahlverwandtschaften

F. Kafka, Das Schloß

P. Handke, Langsame Heimkehr

K. May, Winnetou I

J. Nittinger, Geodäsie in der Belletristik und in den Medien. Allgemeine Vermessungsnachrichten 1991.

* Dieser Text ist die Mitschrift eines frei gehaltenen Vortrags bei der Liesganig-Tagung. Trotz der Redaktion bleibt der mündliche Charakter dieser Ausführungen erhalten. Auf einen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat wurde verzichtet, weil sich die zitierten Stellen in allgemein zugänglichen „Klassikern“ finden, oder in der Arbeit von Herrn J. Nittinger.